

«Der Mensch ist nicht einfach heiter»



Ein Landei im Schmelztiegel der Kulturen. Hanspeter Müller-Drossaart in Zürich.

Peter Pfister

THEATER Ein Leben auf der Bühne:
Hanspeter Müller-Drossaart im Gespräch über
Geschäftstüchtigkeit, die Stummheit des Landes und
das Diktat der Heiterkeit.

Interview: Romina Loliva

Hanspeter Müller-Drossaart wird auf der Strasse oft angesprochen. Der bekannte Schauspieler lächelt sanft und freut sich über die Begegnungen. Und so läuft er geduldig mit, als die Schaffhauser AZ in der Weltstadt Zürich kein ruhiges Café findet, um das Interview zu führen. Wir landen schliesslich bei Sprüngli, wo ältere Damen vor üp-

pigen Torten sitzen und junge Expats Skypemeeting abhalten. Mittendrin der Obwaldner, der sich Tee bestellt, aber eine heisse Schokolade empfiehlt, «die beste der Stadt».

Hanspeter Müller-Drossaart, Sie haben den Roman *Der Trafikant* von Robert Seethaler für das Theater bearbeitet und touren damit seit etwas mehr als einem Jahr durch die

Schweiz. Was interessiert Sie daran?

Hanspeter Müller-Drossaart Es ist ein hervorragend geschriebenes Buch, das sich bestens für die Bühne eignet. Es ist dialogisch verfasst, enthält lebendige Figuren und geht von Grundthemen aus, die urmenschlich sind und uns universell betreffen: Ausgrenzung, Erwachsenwerden, Liebe, Vergehen. Und es bietet die Möglichkeit, lustvoll und intensiv mit der Sprache in all ihren Facetten zu arbeiten.

Der Roman spielt in Wien, eine Stadt, die Sie gut kennen. Und er spielt in der düsteren Zeit des Anschlusses Österreichs 1937/38. Hat Ihre Arbeit mit dem Stoff Ihren Blick auf die Stadt verändert?

Ich war Teil des Ensembles am Wiener Burgtheater und habe mit meiner Familie zwei Jahre dort gelebt. Schon immer hatte ich eine besondere Affinität zur österreichischen Literatur. Und ich meine, dass es ohne diese seltsame Mischung aus Unterwerfungslust und Melancholie, und gleichzeitig diese Widerborstigkeit, diese Frechheit und Impertinenz, die so typisch sind, die österreichische Literatur nicht geben würde. Diese Ambivalenz, die im Roman sehr spürbar ist, findet sich auch in Wien wieder, in dieser Stadt mit ihrer Geschichte, die bis heute nachhallt. Das wurde mir durch die Arbeit mit dem Roman wieder bewusst.

Seethaler schreibt 2012 über Menschen, die der Brutalität des Nationalsozialismus Einhalt gebieten wollen und scheitern. Zwischen ihnen und dem Autor liegt fast ein ganzes Jahrhundert, wie aktuell ist eine solche Geschichte?

Ich bin der Meinung, Robert Seethaler ist es gelungen, anhand der konkreten menschlichen Schicksale und der dramatischen Ereignisse von damals eine Brücke zu den immanenten Konflikten unserer heutigen Zeit zu schlagen. Denn auch heute noch sind Repression, Rassismus, Antisemitismus und Demagogie Teil unserer Gesellschaft.

Kann die Kunst diesbezüglich Widerstand leisten?

Ich denke, dass Kunst helfen kann – muss –, das Vergessen aufzuhalten. Wenn es um Wertvorstellungen geht, muss die Kunst mitwirken. Sie kann ironisieren, provozieren, verdichten, aber letztendlich ist das ihre Aufgabe. Ansonsten halte ich sie nicht für relevant.

Suchen Sie als Schauspieler diese Relevanz?
Unbedingt. Ich habe eine Zeit lang Kabarett gemacht und habe damit aufgehört. Das auch, weil die heutige Form des Kabarett, die Comedy-Schiene, die Tendenz hat, nur Pointen zu sammeln. Man unterwirft sich dem Diktat der Heiterkeit. Der Mensch ist nicht einfach heiter. Er ist traurig, nachdenklich, schaut in den Abgrund, das gehört dazu.

Das Publikum will das aber nicht sehen?
Beim Kabarett, in der Comedy im Speziellen vermutlich nicht, nein. Obwohl das eigentlich dem Wesen des Kabarett widerspricht. Aber echte Satire kann man in der Schweiz nicht machen. Politisches Kabarett funktioniert hier nicht.

Warum?
Unsere Politiker haben Macken, aber die grosse Katastrophe bleibt aus. In anderen Ländern, wo Extreme zum Vorschein kommen, ist das einfacher. Hier sind wir geschaffig, das bietet wenig Reibungsfläche.

Darum läuft die Schweizer Comedy-Szene Gefahr, belanglos zu werden?
Nein, belanglos nicht. Ich bewundere die Menschen, die auf die Bühne gehen, um ausschliesslich Freude zu verbreiten. Und habe auch nichts dagegen, dass man ins Theater geht, um sich gesteigert der Heiterkeit hinzugeben. Das ist ja wunderbar. Es gibt Künstler, die ein Leben lang mit einer, zwei Figuren arbeiten und glücklich sind. Ihr Publikum ist auch glücklich. Nur für mich ist das nichts, mir wäre es zu langweilig.

Warum sind Sie Schauspieler geworden?
Ich wollte der sprachlichen Stummheit meiner ländlichen Herkunft entfliehen. In meinem Elternhaus sprach man in verschlüsselten, undeutlichen Bildern. Die Arbeit mit der Sprache als Schauspieler half mir Klarheit zu finden, meine Wahrnehmung zu entwickeln.

«Echte Satire kann man in der Schweiz nicht machen. Politisches Kabarett funktioniert hier nicht.»

Im urbanen Umfeld ist das anders?
Die Anonymität der Städte macht es einerseits leichter für den Einzelnen, als sozusagen

«unbeachtetes» Individuum zu existieren. Ich muss nur ein paar Regeln kennen, wie man das Nebeneinander organisiert, wie man einander leben lässt, ansonsten kann ich mich frei entwickeln. Das schützt und befreit zugleich. Auch die ethnisch-kulturelle Vielfaltigkeit der Stadt ist geradezu eine Einladung, zur Sprache zu finden.

Und dennoch beschäftigen Sie sich oft mit dem ländlichen Kontext. Seethalers Hauptfigur, der junge Franz Huchel, zieht aus dem beschaulichen Oberösterreich in das moderne Wien, entdeckt die Welt, die Liebe und sich selbst. Haben Sie sich in der Figur wiedergefunden?
Mein Zugang ist literarischer Natur. Aber ich kann sagen, dass es mir rückblickend vielleicht ähnlich ging. Auch ich bin wohlbehütet aufgewachsen und kam dann durch das Theater nach Zürich. Auch meine Welt wurde weiter, grösser. Das war herausfordernd, leidenschaftlich. So ist das Erwachsenwerden letztendlich.

Im Theater schlüpfen Sie immer wieder in neue Figuren, sprechen die Sprache anderer, was bleibt von Ihnen selbst?
Ich bin der Träger. Erst durch mich wird Seethaler mit allen Facetten seiner Sprache auf der Bühne hörbar und sichtbar. Ich bin wie ein Musiker, der mit einem Instrument Töne zum Leben erweckt. Nur, dass ich selbst das Instrument bin. Am ehesten würde ich mich mit einem Violinisten vergleichen. Denn auch im Theater geht es um die Harmonie der Zwischentöne, um den Klang, der im Moment entsteht.

In einem anderen Leben, was wären Sie dann geworden?
Als junger Mann dachte ich daran, Arzt zu werden. Ich kam aber früh mit dem Theater in Berührung. Die Schauspielerei ist mein Leben. Mittlerweile habe ich auch eine Form der Arbeit gefunden, die mir passt. Früher war ich eher an Produktionen und Ensembles gebunden, als freischaffender Schauspieler kann ich mich mit den Dingen beschäftigen, die mich wirklich interessieren. Ich bin in der Konzeption, Produktion und in der Werbung eingebunden, bin Darsteller und Unternehmer zugleich.

In einem Interview mit der Schweizer Illustrierten sagten Sie mal, Sie wären gerne geschäftstüchtiger. Heisst das, Sie haben dazugelernt?
Ja, das kann man so sagen. Um heute im schauspielerischen Beruf ausreichend beschäftigt zu sein, braucht es eine ausgeprägte erfinderi-

sche Ader und einen Sinn für den kulturellen Markt. Gerade weil es keine Job-Sicherheit gibt. Und selbstverständlich ist das Risiko so grösser. Ich muss durchaus ökonomisch denken. Meine unternehmerische Seele hat sich aber entwickelt (lacht).

«Wenn es um Wertvorstellungen geht, muss die Kunst mitwirken. Ansonsten halte ich sie nicht für relevant.»

Im selben Interview wurden Sie gefragt, welche Frucht Sie denn gerne wären. Gehört es auch zum Geschäft, solche dümmlichen Fragen zu beantworten?
Welche Frucht? Das weiss ich gar nicht mehr. Was habe ich gesagt?

Eine Orange.
Hmm, ja, immerhin kein Kumquat. Schon wegen dem Namen nicht, Kumquat. Was soll ich sagen, ich weiss ja nicht, was für Fragen kommen. Das macht es spannend. Und wenn das Format des Interviews das verlangt, dann bin ich halt eine Orange.

Dann verlassen wir die Welt der Früchte wieder und kehren zum Trafikant zurück. Sie kennen den Roman in- und auswendig. Was berührt Sie am meisten darin?
Es gibt einen Moment, als Otto Trsnjek, der Besitzer der Trafik, von der Gestapo verhaftet wird, der sehr eindrücklich ist. Trsnjek wird unter dem Vorwand des Verkaufs von Pornografie festgenommen. Da will der junge Franz die Schuld auf sich nehmen und sagt, die Hefte gehörten ihm. Trsnjek, der am Boden liegt und sich vor Schmerz von den Schlägen der Polizisten krümmt, befiehlt ihm voller Verzweiflung, das Maul zu halten. Dann heisst es: «Für den Bruchteil einer Sekunde öffnete sich ein Fenster in die Zukunft, durch das die weisse Angst zu ihm hereinwehte, zu ihm, diesem kleinen, dummen, machtlosen Buben (...)» Das ist wahnsinnig berührend. Genau dieses Gefühl transportieren, das möchte ich.

Hanspeter Müller-Drossaart in «Der Trafikant», eine szenische Bearbeitung des Romans von Robert Seethaler. Freitag, 29. November, 20.30 Uhr, Haberhaus. Restkarten an der Abendkasse erhältlich.